

23. Vierwaldstätter Psychiatrietag
«Transkulturelle Aspekte in Psychiatrie und Psychotherapie»
Donnerstag, 1. Februar 2024

«Wir sind nur Gast auf Erden» (Georg Thurmair)
Ein wunderlicher Blick auf das Fremdsein
Pater Martin Werlen OSB

Vorwort

Ich wünschä euw allä än scheenä Tag!

Da merken wir bereits Transkulturelles, wenn ein Auslandschweizer in Österreich im Walliserdialekt begrüsst...

Transkulturelle Erfahrungen durfte ich vorhin mit Prof. Rainer Spanagel machen. Er erkundigte sich, was das OSB hinter meinem Namen bedeute. Da ich gleich ein Referat vor mir habe, sagte ich: «Ohne sinnvolle Beschäftigung.» Die grosse Baustelle in der Propstei St. Gerold vor Augen könnte es bedeuten: «Oh, sie bauen!» In Wirklichkeit ist es die Abkürzung für die Zugehörigkeit zu einer benediktinischen Gemeinschaft: «Ordo Sancti Benedicti». Weil beim Professor keine Angst da war, hat die Neugierde den Horizont geweitet. Dies schon mal ein paar spontane Bemerkungen zu Transkulturalität in der vordersten Reihe...

Hinführung

Werte Damen und Herren

Wer auch immer das Thema dieser Tagung gewählt hat: Ein grosses Kompliment! Es ist ein Thema, das uns und die gesamte Gesellschaft ganz gehörig herausfordert. Das Fremdsein macht uns Angst. Und diese Angst treibt uns an, sie treibt uns auch um. Sogar politische Parteien in verschiedenen Ländern können ihren Erfolg darauf aufbauen. Das ist gefährlich. Denn Angst vor dem Fremdsein treibt in die Enge, nicht etwa in die Weite. Statt des versprochenen Paradieses fanden in der Vergangenheit die Menschen plötzlich eine schreckliche Hölle.

Dass Angst und Enge verwandt sind: Diese Erfahrung hat die Menschheit schon oft gemacht. Eigentlich würde man meinen, dass man aus Erfahrungen in der Vergangenheit etwas in der Gegenwart für die Zukunft lernen könnte. Aber wie die Reife des Menschen sich darin zeigt, ob er aus geschehenen Fehlern etwas lernen kann, so gilt das auch für die Reife der Menschheit im Ganzen.

Wir alle können zur Reife in der Gesellschaft beitragen, wenn wir an unserer eigenen Reife arbeiten. Zudem: Wer so nah mit Menschen arbeiten kann, wie wir alle das tun dürfen, kann viel zur Reife von Menschen und der Gesellschaft beitragen. Das soll uns allen Ansporn und Ermutigung sein! Viele Berufe werden in Zukunft verschwinden. Bleiben werden die Berufe, die nahe beim Menschen sind und sie auf dem Weg der Integration begleiten.

Warum ist die Angst vor dem Fremdsein so gefährlich? Weil sie dazu beiträgt, dass wir uns von uns selbst entfremden. Nicht nur Menschen aus anderen Kulturen sind uns fremd, sondern auch die Menschen in unserer nächsten Nähe bleiben uns letztlich immer mehr oder weniger fremd. Wer über einen anderen Menschen – selbst über die Partnerin oder den Partner – sagt: «Ich kenne dich. Du brauchst mir nichts zu sagen!», hat noch sehr wenig von diesem Menschen verstanden. Die Herausforderung geht aber noch weiter. Wir selbst bleiben uns auch immer ein Stück weit fremd. Wenn wir meinen, wir kennen uns selbst durch und durch, könnten wir noch ganz gehörig überrascht werden. Jeder Mensch bleibt letztlich ein Geheimnis. Das müssen wir respektieren. Wir können uns ihm ehrfürchtig nahen, staunend, manchmal erschrocken, neugierig.

«Wir sind nur Gast auf Erden.»

Der Anfang eines Kirchenliedes spricht davon, dass dieses Fremdsein uns allen anhaftet. Sie alle kennen diesen Anfang – vielleicht nicht vom Singen in der Kirche, aber von der Einladung zu diesem 23. Vierwaldstätter Psychiatrietag: «Wir sind nur Gast auf Erden.» Autor ist der deutsche Dichter Georg Thurmair (1909-1984). Vertont wurde es von Adolf Lohmann (1907-1983). Was für ein Vorname!, werden jetzt einige denken. Adolf Lohmann hat seinen Namen erhalten, als dieser noch nicht verpönt war. Aber mit diesem Lied haben Georg Thurmair und Adolf Lohmann im Jahre 1935 «in verdeckter Schreibweise»¹ gegen das Nazi-Regime protestiert.

«Wir sind nur Gast auf Erden» ist inspiriert von einem Vers aus dem Hebräerbrief: «Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern wir suchen die zukünftige» (Hebr 13,14). Die ganze Dramatik der 30er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland ist im Lied thematisiert. Es wird klargestellt, wer für die Christinnen und Christen der Führer ist. Wir wollen versuchen, uns in diesem Wir wahrzunehmen, mit dem das Lied beginnt:

*Wir sind nur Gast auf Erden
und wandern ohne Ruh
mit mancherlei Beschwerden
der ewigen Heimat zu.*

*Die Wege sind verlassen,
und oft sind wir allein.
In diesen grauen Gassen
will niemand bei uns sein.*

*Nur einer gibt Geleite,
das ist der Herre Christ.
Er wandert treu zur Seite,
wenn alles uns vergisst.*

¹ Heidrun Ehrke-Rotermund, Erwin Rotermund: *Zwischenreiche und Gegenwelten. Texte und Vorstudien zur 'Verdeckten Schreibweise' im „Dritten Reich“*. München 1999, zitiert in: Thomas Labonté: *Die Sammlung "Kirchenlied" (1938). Entstehung, Korpusanalyse, Rezeption*. Francke Verlag, Tübingen 2008. 156.

*Gar manche Wege führen
aus dieser Welt hinaus.
O dass wir nicht verlieren
den Weg zum Vaterhaus!*

*Und sind wir einmal müde,
dann stell ein Licht uns aus,
o Gott, in deiner Güte,
dann finden wir nach Haus.*

Mit Fremdheit Angst schüren

Wer mit Fremdheit Angst schürt, spielt ein sehr gefährliches Spiel. Zehn Jahre bevor das Lied «Wir sind nur Gast auf Erden» geschrieben wurde, war bereits der Journalist Leo Lania (1896-1961) intensiv an der Arbeit. Er interessierte sich dafür, was «hinter der Fassade der Wirklichkeit» ist. Lania wird als Begründer des Investigativ-Journalismus betrachtet. Ihm ist es 1923 gelungen, als italienischer Faschist getarnt, sich Zugang zu Adolf Hitler und zum Völkischen Beobachter in München zu verschaffen.² Das kam zustande mit Hilfe eines gefälschten Empfehlungsschreibens von Mussolinis Bruder Arnaldo. Leo Lania wollte die Wirklichkeit kennenlernen, die «hinter der Fassade der Wirklichkeit» des Nationalsozialismus ist. Interessant ist, wie er die verschiedenen Persönlichkeiten nach der Begegnung 1923 beschreibt. Ich zitiere hier nur seine Ausführungen über Adolf Hitler – und in diesem Zusammenhang erwähnt er auch andere Menschen in dessen Umfeld: *«Röhm war ohne Zweifel der stärkere, Pöhner der gewiegtere Politiker. Strasser weit gebildeter – aber Hitler hatte etwas vor ihnen voraus: den Glauben an sich. Einen abnormalen Grössenwahn. Im Grunde ihrer Seele waren alle die andern Zyniker – Hitler war ein Fanatiker. Ich dachte an Mussolini: ein Komödiant, dem seine Rolle mit der Zeit zur zweiten Natur geworden ist, der aber trotz allem, trotz seiner übersteigerten Eitelkeit und Machtgier bei der Beurteilung seiner selbst doch nicht den realen Boden verlor. Hitler war nicht weniger kühl, berechnend, skrupellos, verlogen und zynisch, sofern es sich um Politik, seine Partei, die nationalsozialistische Idee handelte; aber seine Überzeugung von seiner Mission und seiner Grösse, die war unbedingt echt. In diesem Punkte war er ehrlich. Und in seinem Antisemitismus. Er glaubte an die Verschwörung der Juden, er glaubte wirklich an die ‘Protokolle der Weisen von Zion’ und an das Ritualmordmärchen, er glaubte an seine göttliche Sendung. Männern ohne jeden Glauben, Entwurzelten, Abenteurern musste so ein Mann gewaltig imponieren. Das erklärte Hitlers Macht über seine Mitarbeiter. Aber konnte ein solcher Besessener zu einer politischen Gefahr für Deutschland werden?»³* Ja, er konnte. Das wissen wir in der Zwischenzeit. Er wurde nicht nur für Deutschland zu einer politischen Gefahr – und weit mehr darüber hinaus.

Angst vor dem Fremden – wagen wir einen Blick hinter die Fassade dieser Wirklichkeit – aus dem Blickwinkel der Politik, der Psychologie und des christlichen Glaubens. Damit ich nicht zu befangen bin, machen wir das mit dem Blickwinkel des christlichen Glaubens mit Hilfe eines uns allen bekannten Psychologen.

² Michael Schwaiger, „Hinter der Fassade der Wirklichkeit“. Leben und Werk von Leo Lania. Wien 2017.

³ Leo Lania, Welt im Umbruch. Biographie einer Generation. Frankfurt/Main und Wien 1954. 227.

Aus dem Blickwinkel der Politik

Es werden Probleme aufgenommen, die die anderen Parteien nicht angehen, unter denen aber die Menschen leiden, wie zum Beispiel die Wirtschaftskrise. Oder es werden Probleme heraufbeschworen, die es so eigentlich gar nicht gibt. In unseren Breitengraden können Politikerinnen und Politiker sagen, dass es uns sehr schlecht gehe, dass wir von den Regierenden unterdrückt würden. Sogar von einer Diktatur ist die Rede. Und dann wird eine Gruppe der Gesellschaft dafür verantwortlich gemacht. Vor 100 Jahren waren die Juden das Opfer, heute sind es Menschen aus anderen Kulturen. In Österreich schreibt sich eine politische Partei «Festung Österreich» auf die Fahne. Wer fremd ist, soll hier nichts zu suchen haben. Eine Frucht der Angst vor dem Fremden ist die Verachtung. Die anderen Menschen, die nicht zur selben Gruppe gehören, werden als «Ungeziefer» bezeichnet. Die Journalistinnen und Journalisten werden «die Feinde».

Im AfD-Programm in Deutschland kommt das Wort «Christentum» nur einmal vor, «Islam» aber 36mal. Laut der «Mitte-Studie 2023» stieg der Anteil ausgeprägt fremdenfeindlicher Menschen in Deutschland von 2020 bis 2023 von 4,5% auf 16,2%. Da merken wir, wie wichtig es ist, dass wir uns der Frage stellen, wie wir mit Fremdem in unserem Leben umgehen.

Ein Beispiel dazu aus Österreich. Zuvor aber noch eine Bemerkung: Wie unterschiedlich Leute sein können, die in der Politik Verantwortung tragen, ist mir vorhin aufgegangen, als wir die Grussworte der Regierungsrätin Michaela Tschuor hören durften. Man merkte, dass sie bei den Menschen ist und dass sie die Nöte derjenigen kennt, die bei uns eine neue Heimat suchen. Es war ein Zeugnis gelebter Integration. Beeindruckend!

Der niederösterreichische Asyl-Landrat Gottfried Waldhäusl – bei uns würden wir ihn Regierungsrat nennen – war vor einem Jahr in der Fernsehsendung «Pro und Contra». Eine Schülerin aus dem Publikum konfrontierte ihn mit dem Umstand, dass beinahe die gesamte Klasse, die im Studio anwesend war, heute nicht in Wien ins Gymnasium gehen könnte, wenn seine Vorstellungen bezüglich Zuwanderung bereits vor Jahren umgesetzt worden wären. Die Eltern von nahezu allen Anwesenden hätten Migrationshintergrund. Waldhäusl blickte die Jugendliche an und antwortete gelassen: «Dann wäre Wien noch Wien.»

Wenn die Angst zur Abschottung führt, wächst das Problem. Mit einer Festung schaffen wir nicht das Paradies. Wenn die Angst aber unser Interesse für die anderen und auch für uns selbst herausfordert, weitet sich unser Horizont und unser Herz. Dann wird die Fremdheit sogar Grund zur Freude, weil sie uns über die Vielfalt des Lebens staunen lässt. Klar: Das ist immer wieder eine Herausforderung. Aber sie bringt uns weiter und schenkt uns Weite. Das ist übrigens auch das Kriterium für echten Glauben. Der heilige Benedikt schreibt in seinem Leitbild für Mönche: «Wer im Glauben voranschreitet, dem weitet sich das Herz.»

Wenn religiöse Menschen also auf die Schiene der Angstmacherei und Hetze gegen fremde Menschen aufgleisen, verabschieden sie sich von dem, was wir Glauben nennen. Und eine politische Partei, die mit Abschottung das christliche Abendland verteidigen will, verrät das Evangelium. Fremdenfeindlichkeit steht der christlichen Botschaft diametral entgegen. So schreibt Kaiser Julianus (360-363), der gegen den christlichen Glauben war: «Ihre

Fremdenfreundlichkeit ist es, die diese Sekte so schnell wachsen lässt.» Es ist also gerade die Fremdenfreundlichkeit, die die Christinnen und Christen auszeichnet.

Aus dem Blickwinkel der Psychologie

Der Schatten in uns, dem wir uns nicht stellen, wird in die Opfer projiziert. Statt Verantwortung zu übernehmen und sich für einen Wandel einzusetzen, werden die vermeintlichen Täter beschuldigt. Dominantes Thema sind nicht die Schwierigkeiten, die nun einmal zum Leben gehören, sondern die Fremden. Und das Fremde wird nur bei den anderen gesehen, die eine andere Sprache sprechen, in einer anderen Kultur aufgewachsen sind, eine andere Religion haben. Wenn wir mit Menschen, die sich durch Fremdenfeindlichkeit auszeichnen, über das Fremde in uns selbst sprechen möchten, dass wir alle nur Gast auf Erden sind, reagieren sie entsetzt. Das Fremde ist klar positioniert. Wir sind die Überlegenen, wir sind die Besseren. Wenn wir aber das Fremde in uns totschweigen oder leugnen, geben wir ihm grosse Macht. Dann sind bald andere an der Reihe, die fertiggemacht werden müssen.

Was ich in mir ablehne, das wird mir in den anderen zur Bedrohung und zur Gefahr. So wird die schreckliche Rede von der Abschiebung von Millionen von Menschen nachvollziehbar, die mit dem Begriff «Remigration» schöngeredet wird.

Aus dem Blickwinkel des christlichen Glaubens

Das Jesuswort in der Gerichtsrede ist uns allen bekannt: «Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen» (Mt 25,35). Jesus selbst bezeichnet sich als Fremden. Was wir den Geringsten unter den Menschen antun oder nicht antun, das haben wir Jesus angetan oder nicht angetan. In jedem fremden Menschen, den wir aufnehmen, nehmen wir Jesus selbst auf. Da merken wir, wie das Fremde seinen Schrecken verlieren kann. Wir wissen aber auch, dass nicht selten Menschen, die sich als sehr religiös verstehen, grösste Mühe mit Menschen aus anderen Kulturen oder Religionen haben. Warum? Könnte es nicht deswegen sein, weil sie das Fremde in sich selbst verdrängen?

Der Psychiater Carl Gustav Jung (1875-1961) schreibt zur Gerichtsrede Jesu eindrückliche Gedanken: *«Will der Arzt einem Patienten helfen, so muss er ihn in seinem Sosein annehmen können. Er kann dies aber nur dann wirklich tun, wenn er zuvor sich selber in seinem Sosein angenommen hat. Das klingt vielleicht sehr einfach. Das Einfache ist aber immer das Schwierigste. [...] Dass ich den Bettler bewirte, dass ich dem Beleidiger vergebe, dass ich den Feind sogar liebe im Namen Christi, ist unzweifelhaft hohe Tugend. Was ich dem geringsten unter meinen Brüdern tue, das habe ich Christo getan. Wenn ich nun aber entdecken sollte, dass der Geringste von allen, der Ärmste aller Bettler, der Frechste aller Beleidiger, ja der Feind selber in mir ist, ja dass ich selber des Almosens meiner Güte bedarf, dass ich mir selber der zu liebende Feind bin, was dann? Dann dreht sich in der Regel die ganze christliche Wahrheit um, dann gibt es keine Liebe und Geduld mehr, dann sagen wir zum Bruder in uns ‚Raka‘ [‚Hohlkopf‘], dann verurteilen und wüten wir gegen uns selbst. Nach außen verbergen wir es, wir leugnen es ab, diesem geringsten in uns je begegnet zu sein, und sollte Gott selber es sein, der*

in solch verächtlicher Gestalt an uns herantritt, dann hätten wir ihn tausendmal verleugnet, noch ehe ein Hahn gekräht hätte.»⁴

Das zeigt, wie wichtig es ist, sich dem Fremden in uns selbst zu stellen. Der heilige Benedikt würde uns wohl dazu auffordern, bei uns selbst daheim zu sein – habitare secum –, also nicht aus dem Häuschen sein. Letztes kommt meistens nicht gut heraus. Dieser Herausforderung musste Benedikt sich auch selbst stellen. Nur so konnte er das Kapitel über Gastfreundschaft in seinem Leitbild für Mönche schreiben.

Er beginnt das Kapitel – wie immer wieder – mit einem Grundstein, an dem nicht zu rütteln ist: «Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus: denn er wird sagen: 'Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen' (Mt 25,35). ... Allen Gästen begegne man bei der Begrüßung und beim Abschied in tiefer Demut: man verneige sich, werfe sich ganz zu Boden und bete so in ihnen Christus an, der in Wahrheit aufgenommen wird.» Haben wir das gehört? In den Fremden begegnet uns Christus. Er wird in ihnen angebetet. «Vor allem bei der Aufnahme von Armen und Fremden zeige man Eifer und Sorge, denn besonders in ihnen wird Christus aufgenommen. Das Auftreten der Reichen verschafft sich ja von selbst Beachtung.»

Diese Haltung aus dem christlichen Glauben ist in markanten Worten in der Heiligen Schrift zu finden. Im Hebräerbrief heisst es: «Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt» (Hebr 13,2). All das ist bereits im Alten Testament grundgelegt: «Der Herr beschützt die Fremden» (Ps 146,9). Man darf ihr Recht nicht beugen (vgl. Dt 24,17), sie nicht ausnützen oder unterdrücken (vgl. Ex 22,20).

Zusammenfassung

«Wir sind nur Gast auf Erden.» Das gilt für jeden Menschen: für die Frau aus Nigeria genauso wie für den Psychiater aus Heidelberg, für das Kind aus Syrien genauso wie für die Psychologin aus Baar, für den Mann aus Afghanistan genauso wie für den Auslandschweizer in Österreich.

Alles Fremde in uns, das integriert ist, wird nicht mehr zur Bedrohung. Wenn wir diesen Weg wagen, bauen wir keine Festungen. Wir schauen vielmehr neugierig und liebevoll hinter die Fassaden der Wirklichkeit unseres eigenen Lebens und des Lebens der Menschen, mit denen zusammen wir auf dem Weg sein dürfen – aus welcher Kultur auch immer. Vergessen wir nicht: Wir alle sind nur Gast auf Erden. Diese Wirklichkeit soll uns nicht Angst machen, sondern uns mit Freude erfüllen. Wir sind nicht gegeneinander auf dem Weg – das kommt niemandem zugute. Wir sind aber auch nicht nebeneinander auf dem Weg – das können wir uns nicht leisten. Wir wollen miteinander auf dem Weg sein – zum Wohle aller.

Werte Damen und Herren, «wir sind nur Gast auf Erden» - ist das nicht ein wunderlicher Blick auf das Fremdsein?

⁴ Carl Gustav Jung, Gesammelte Werke, Band 11: Zur Psychologie westlicher und östlicher Religion. Ostfildern 2011³. 347f.